

it zu tun
im Feuer-
ordnet und
er ihm der
in der Tat

omiralität
VII." ist
oben See-
Die Be-
erluste an
Rann sind

e Wasser-
rt mit 42
ter. Die
ung 780

in Meistli

"Buland".
Preise.

auf: "Der

ung

n ein Ab-
minder-
en Preise

eidkarte
aufweist,
liden zu
fert zum

er Brot-

Körmertor,

erne) er-
amt und
ie gleiche

frat.

aden

str. 49.

me. 11

Vereteln

01878

r.

71.

antier.

nte.

Seit-

baligen

isch.

g.

folgen,

edgabe

Der

.

Vfs.

tie.

heim.

ieg.

ne

Abonnements:
Monatlich 60 Pfennig ausschließlich
Trägerlohn; durch die Post bezogen
bei Selbstabholung vierteljährlich
Mark 2.10, monatlich 70 Pfennig.
Erscheint an allen Wochentagen
nachmittags.

Telegraphen-Adresse:
"Volksstimme, Frankfurt/Main".
Telephon-Anschluss:
Amt Hansa 7435, 7436, 7437.

Volksstimme

Inserate:
Die Spaltenbreite kostet 15 Pf.,
bei Wiederholung Rabatt nach Tarif.
Inserate für die tägliche Nummer
müssen bis abends 8 Uhr in der Ex-
pedition Wiesbaden abgegeben
sein. Schluss der Inseratenannahme
in Frankfurt a. M. vorm. 9 Uhr.

Postkonto 529.
Union-Druckerei, G. m. b. H.
Frankfurt a. M.
(nicht "Volksstimme" adressieren!)

Sozialdemokratisches Organ für Wiesbaden-Biebrich-Rheingau, Lahntal, Westerwald

Verantwortlich für Politik und Allgemeines: Richard
Wittich, für den übrigen Teil: Gustav Hammer,
beide in Frankfurt a. M.

Separat-Ausgabe für Wiesbaden
Redaktion, Verlag und Haupt-Expedition: Frankfurt am Main, Großer Hirschgraben 17.
Redaktionsbüro: Weiskirchstr. 49, Telephon 1026 — Expedition: Weiskirchstr. 9, Telephon 3715.

Verantwortlich für den Inseratenteil: Georg Maier.
Verlag der Volksstimme Maier & Co. — Druck der
Union-Druckerei, G. m. b. H., sämtl. in Frankfurt a. M.

Nummer 8

Dienstag den 11. Januar 1916

27. Jahrgang

Reichstag, Zensur und Belagerungszustand.

Innere Kriegsziele.

hw. Eine Delefrucht aus vergilbten Blättern:

Es gibt Menschen, welche gewiß das Herz auf dem rechten
Niede haben, sie bilden sich sogar ein, den Kopf auf dem rechten
Niede zu haben, sie treiben, um das Unglück voll zu machen, endlich
auch noch Politik; und diese guten Menschen und schlechten Poli-
tanten hören nicht auf, mit ihren falschen Raten uns das Götze zu
gerichten, indem sie konsequent den grausamen Unfuss antworten:
In einem Kampfe, wo es sich um die reine Existenz handelt, müs-
sen alle inneren Fragen verlagert werden. Als ob es eine reine
Existenz gäbe! Als ob wir für eine Existenz kämpfen könn-
ten, ohne zugleich für die Form dieser Existenz zu kämpfen! Und
dann wir in einer veralteten, verrotteten, schwermütigen, geistlosen,
bewegungsunfähigen, kurz in einer schlechten Form existiert haben,
so geben wir ja unsere Millionen aus für diese Form, bluten
für diese Form, kämpfen und sterben für diese Form,
verwünschen sie und gehen in den Tod für sie! Wir
verteidigen ja die schlechte Form unserer Exi-
stenz, indem wir die Existenz selbst verteidigen.
Und haben wir geglaubt, so hat ja die schlechte Form auch ge-
hört; der wohlthätigste Notstrom, sie abzustößen, ist vorbei; woher
sollte denn noch die Lebenskraft kommen, in der unendlichen
Ermüdung, die nach dem Existenzkampf ein-
tritt, die Existenzformen zu erzeugen? Es ist gleichsam, — um
uns wie ein Accouchéur auszudrücken, — als ob das beste Frucht-
wasser verloren wäre, ohne daß das Kind geboren wurde. Das
Mist der Völker ist das Fruchtwasser ihrer Reuegeburten! Was hat
denn das deutsche Volk ausgerichtet, als es nicht während der
Freiheitskriege seine Freiheit erkämpfte, sondern nach denselben
den Marburg- und Hambacher Festschen das ohnmächtige Nachspiel
den verarmten Arbeit überließ? Mit Mist läßt sich alles füttern,
nur kein Volksthum. Die Epochen sind gar nicht so häufig
im Geschichtsleben der Völker, wo sie mit Erfolg gegen ihre Fei-
seln und Banden reagieren können. Aber wenn ja, so sind
Kriege diese Epochen. Schon Herodotus nennt den Krieg den
Vater aller guten Dinge. Und von der herrlichen Stadien-
erweiterung Athens, welche das Peloponnesische Krieg
vornahm, bis zu den Friedenswerken des römischen Schlachtenlie-
fers Napoleons, — seinen Eide voran, — hat auswärtiger
Krieg lebhaft und fähige Völker noch niemals
abgehalten, an inneren Neubildungen zu arbeiten. Und nun
vollends Existenzkriege. Wie anders läßt sich denn die Existenz
reiten, als indem man alles Existenz-Hindernisse über Bord wirft?
Mit es denn wahr gibt es denn wirklich Leute, welche anrufen
sollen, das sinkende Schiff erst in den Hafen zu bringen und es dann
von seinem Ballast zu erleichtern?

Diese Sätze wurden vor genau einem halben Jahrhundert,
während des preußisch-österreichischen Krieges, von dem be-
kannnten Wiener Publizisten Ferdinand Rüruberger
niedergeschrieben, aber die Wahrheit, die sie bergen, gilt 1916
so gut wie 1866. Auch unter Weh und Ach sind die guten
Deutschen, die auf einen leisen Wink schon untertan der Orie-
ntation, die Erledigung aller inneren Fragen bis auf den St. Kim
— o Verzeihung! bis auf die Zeit nach dem Kriege vertagen
machten. Und diesen guten Deutschen gebührt dieselbe deut-
liche Antwort, die Rüruberger vor fünfzig Jahren ihren
ehrwürdigen Vorfahren im Habsburgerreich erteilte.

Man verstehe uns dabei nicht falsch, denn es gibt in den
politisch dunkleren Bezirken Deutschlands Elemente, die uns
mit Absicht falsch verstehen und, sowie dieses Problem auch
nur angerührt wird, Feter und Mordio schreien, weil die
Sozialdemokratie jetzt eine "Bezahlung", einen "Lohn" für
ihre Haltung am 4. August und danach oder weiterhin für die
Haltung des deutschen Volkes in den Schützengräben beifüge.
Davon ist keine Rede, und nur jene nimmerfertigen Zeitgenossen
können überhaupt auf den Einfall kommen, denen aus dem
ganzen großen Goethe nur der Bierzeiler geläufig ist:

Man mit zugeknöpften Taschen,
Die tut niemand was zuleib!
Hand wird nur von Hand gewaschen,
Wenn du nehmen willst, so gib!

und aus deren Reihen, beiläufig erwähnt, der Ruf kam: Ohne
Ranz keine Rähne! Die Sozialdemokratie hat sich für die
Bevollmächtigung der Kriegskredite entschieden und hat sich damit
entschlossen auf den Boden der nationalen Verteidigung ge-
stellt, nicht der Regierung zu Gefallen, nicht wegen der schönen
Augen der preussischen Junker, nicht zum Schatz der gefüllten
Kassenschränke, sondern um des deutschen Volkes willen, dessen
Aufstieg zu besserer Zukunft eine Niederlage auf lange hinaus
gehemmt hätte. Aber wenn die Sozialdemokratie noch wie
vor die Notwendigkeit anerkennt, die Grenzen des Vaterlan-
des gegen den Einbruch feindlicher Scharen zu verteidigen, so
verteidigt sie deshalb mit nichts das Dreifloßenswohlrecht oder
die Hochschulpolitik. Doch, als ob wir für eine Existenz
kämpfen könnten, ohne zugleich für die Form dieser Existenz
zu kämpfen! Unlösbarer Widerspruch also? Nein! Denn
die Massen des deutschen Volkes kämpfen nicht für die "ver-
altete, verrottete, schwermütige, geistlose, bewegungsunfähige
Form" des Staates, sondern für den Boden, auf dem die alte
Form ehemals durch eine neue Form ersetzt werden muß!

Aber die Regierung ist es heute, nach anderthalb Jahren
fürchterlichsten Blutvergießens, dem Volke schuldig, ihre Stel-
lung zu dieser Frage kundzugeben, um so mehr, als gewisse

Schichten auf "die unendliche Ermüdung nach dem Existenz-
kampfe" rechnen und inbrünstig hoffen, daß alles beim alten
bleibt. Wie steht es vor allem mit der Wahlrechtsfrage in
Preußen, die jedem wahren Patrioten die brennende Rube der
Scham in die Wangen treiben müßte? Millionen deutscher
Volksgenossen liegen draußen an den verschiedenen Fronten
in einem zähen Ringen und leben Tag für Tag dem Tod in
tausend Gestalten ins Auge, und wenn der Friede sie heim-
führt, der durch ihre nur durch ihre Aufopferung erkämpft
word, sollen sie wieder die rechtlose Herde der dritten Wähler-
klasse bilden und nicht den geringsten Einfluß auf die innere
Entwicklung des Vaterlandes ausüben, während der Kriegs-
mühsamer sich inzwischen auf die schmutzigste von allen Arten
schmutzigen Gewinns die Taschen gefüllt hat und deshalb stolz
als einflussreicher Mann in der ersten Klasse zur Urne schre-
tet? Ist der Gedanke überhaupt zu Ende zu denken und diese
Vorstellung nicht ganz unerträglich? Ein Ballast ist es für-
wahr, der unverzüglich über Bord fliegen sollte, um dem Ge-
müt der Massen draußen erhöhten Auftrieb zu geben! Wie
werden sie sich überwältigen in des Krieges armenhafte Not-
wendigkeiten schiden, als wenn sie erfahren, daß das freie
Deutschland, von dem der Kanzler am Schluss einer seiner
Reichstagsreden sprach, ein in jedem Ansehen freies Deutsch-
land sein soll.

Reises Gemurmel von "Neu-Orientierung" und un-
verbindliche Redensarten verlangen nicht mehr. Daß die Regie-
rung, über die äußeren Kriegsziele befragt, ihre Karten nicht
frei auf dem Tisch aufdecken konnte, mag in der Rücksicht auf
die Kriegslage begründet sein. Aber ganz und gar der Berech-
tigung ermangeln würde es, wollte sie auf die Frage nach den
inneren Kriegsziele schweigen oder ausweichend antworten.
Diese Woche tagen Reichstag und Landtag. Beide Par-
lamente werden sich ein Verdict über die Frage, und zwar auch
ein großes Verdict um die nationale Verteidigung! — wenn
sie die Regierung in dieser einen Frage zum Sprechen bringen.
Hunderttausend der seinen hat das deutsche Volk auf den
Schlachtfeldern in Ost und West und Süd geopfert. Das
deutsche Volk hat ein Recht zu wissen, woran es ist!

Aus Berlin wird berichtet: Unterrichtete Kreise bezeich-
nen die Meldung, daß eine spontane Erklärung der preußi-
schen Staatsregierung für die Neuordnung des preussischen
Wahlrechts erfolgen werde, als albern. Ob diese Er-
klärung bereits in der Thronrede bei der Eröffnung des
preussischen Landtages, oder erst im Laufe der Verhandlungen
des preussischen Abgeordnetenhauses abgegeben wird, und
welchen Inhalt sie haben werde, steht noch nicht fest.

Hierzu erzählt die freikonservative "Post" von parla-
mentarischer Seite: "Das, was man mit dem Worte: 'Neu-
orientierung' der inneren Politik nach Friedensschluss zu-
sammenfaßt, dürfte zwar in der Thronrede gleichfalls seine
Stelle finden, wohl auch die Frage der Reform des preußi-
schen Wahlrechts berührt werden, schon um klarzustellen, daß
die Landesregierung sich hier nicht schieben läßt, sondern die
Führung in der Hand behalten will. Aber man wird sich
zweifelslos auf einige allgemeine Sätze beschränken und Einzel-
heiten vermeiden. Daß weiter die Staatsregierung an der
Aufkündigung festhält, daß das gesetzgebende Volk selbst erst
nach Friedensschluss zur Durchführung gelangen kann, steht
gleichfalls außer Zweifel."

Der gestrige Tagesbericht.

Wiederholt, weil nur in einem Teil der gestrigen Auflage enthalten.)

Großes Hauptquartier, 10. Jan. (W. B. Amtlich.)

Westlicher Kriegsschauplatz.

Nordwestlich von Massiges in Gegend des Gehöftes
Maison de Champagne führten Angriffe unserer Truppen
zur Wegnahme der feindlichen Beobachtungsstellen und
Gräben in einer Ausdehnung von mehreren hundert Metern.
423 Franzosen, unter ihnen sieben Offiziere, fünf Maschinen-
gewehre, ein großer und sieben kleine Minenwerfer fielen in
unserer Hand. Ein französischer Gegenangriff östlich des Ge-
höftes scheiterte.

Ein deutscher Flugzeuggeschwader griff
die feindlichen Stützpunktanlagen in Furnes an.

Ostlicher Kriegsschauplatz.

Die Lage ist im allgemeinen unverändert. Bei Be-
reitia wurde der Vorstoß einer stärkeren russischen Ab-
teilung abgelehnt.

Balkan-Kriegsschauplatz.

Nichts Neues.

Oberste Heeresleitung.

Oesterreichisch-ungarischer Tagesbericht.

Wien, 10. Jan. (W. B. Amtlich.) Amtlich
wird verlautbart: 10. Januar 1916.

Russischer Kriegsschauplatz.

Auch gestern fanden in Ostgalizien und an der Grenze
der Bukowina keine größeren Kämpfe statt. Nur bei Tode-
rou wurde abends ein feindlicher Angriff abgewiesen.
Sonst nichts Neues.

Italienischer Kriegsschauplatz.

Von Geschützkämpfen im Göttschen, im Gebiete des
Col di Lanna und im Abschnitt von Vigonovo abgesehen, fand
an der Südwestfront keine Geschütztätigkeit statt.

Südöstlicher Kriegsschauplatz.

Unsere gegen Vranje vordringenden Kolonnen haben die
Montenegroer neuerlich von mehreren Höhen geworfen und
Vranje erreicht. Nördlich dieses Ortes ist das östliche Lim-
lifer vom Feinde gesäubert. Die Truppen, die auf den
Höhen über einen Meter Schnee zu überwinden haben, leisten
Vorzugliches. An der Tara Artillerietätigkeit und Ge-
plänkel.

Die Kämpfe an der Südwestgrenze Montenegros
dauern an.

Der Stellvertreter des Chefs des Generalstabs:

H. Böker, Feldmarschallleutnant.

Dom Balkan.

Englands „außerordentliche Leistung“.

Einer Neuentdeckung zufolge gab Asquith im Unterhause
eine kurze Erklärung ab, in der er es als seine außerordentliche
Leistung hervorhob, daß die britischen Streitkräfte ohne alle
Menschenverluste von Gallipoli zurückgezogen wurden. Von
elf zurückgezogenen Geschützen seien zehn abgenutzte Häufeln-
pfeiler undbraubar gemacht worden. Die Rückzugsoptionen
würden einen unvergänglichen Platz in der englischen
Geschichte einnehmen. Die daran beteiligten Offiziere würden
eine besondere Anerkennung erhalten.

Andere Leute sind allerdings auch der Meinung, daß dieser
Rückzug unvergänglich in den Geschichtsbüchern Englands eingetra-
gen bleibt. Als ein schwarzer Tag! Es gibt sogar Leute, die
sagen, seit Nelsons Seesieg bei Trafalgar, der die Seeherrschaft
Englands begründete, sei nichts von gleicher Wichtigkeit er-
folgt — nur im umgekehrten Sinne.

Du sollst keine Briefe schreiben!

Neuer hatte sich bekanntlich wegen der Poststunde eines
österreichisch-ungarischen Unterseebootes auf's Leugnen gelegt. Spe-
ziell ein Brief, in dem der Kaiser
„Meiner Ansicht nach wäre es am besten, den König vom
Thron zu verjagen und Venizelos zum Präsidenten der
hellenischen Republik auszurufen“,
sei nie geschrieben worden; ebenso wenig der andere Brief mit
dem Satz:

„Ich habe infolgedessen sehr wenig Mitleid für
Serbien, mehr hingegen für Bulgarien.“

Dazu bringt das Wiener f. n. f. Telegr.-Büro genaue Fest-
stellungen. Die Rotiz endet:

Wir sind somit in der Lage, mitzuteilen, daß der Kaiser be-
züglich Venizelos und die Republik in einem Briefe Hr. W. J.
Garnett's vorkommt, der an dessen in Cuernmore Park Lan-
caster wohnhafte Mutter Mrs. Garnett gerichtet ist und folgen-
dermaßen datiert ist: Sunday, November 28. British Legation
Athens. — Die auf Serbien und Bulgarien bezügliche Stelle
findet sich hingegen in einem nichtunterschiedenen Briefe an
Mrs. G. W. Rice, 19. Compton Avenue, Brighton, aus dessen Zu-
sammenhang aber hervorgeht, daß der Schreiber ein Sohn der
Adressatin ist und im englischen Auswärtigen Dienst steht.

Garnett ist Sekretär der englischen Gesandtschaft in Athen;
sein Brief ist datiert Athen, 28. November 1915. Rice ist Be-
amter des englischen Auswärtigen Dienstes, sein Brief datiert
Salonik, 28. November 1915.

Geschäftliches Recht!

Zustände in Salonik und englische Befürchtungen.

Aus London wird der „Post“ gemeldet, daß sich in eng-
lischen Militärkreisen die Befürchtungen ausbreiten, Griechenland
könne das Regische Meer durch Minen absperren, wodurch das
Expeditionsheer in Salonik völlig abgeschnitten würde, während
durch die Gefahr, die den Kriegs- und Transportschiffen von den
Unterseebooten droht, das Geschwader zur Unfähigkeit verurteilt
würde. Wenn Griechenland feindliche Absichten trage, würde nicht
ein Mann von den Truppen der Verbündeten entkommen.

In Salonik haufen seit 31. Dezember die Engländer und
Franzosen als Herrscher, ihre Agenten kontrollierten auf dem Post-
amt jeden Brief und jedes Telegramm. Die Landungen der Fran-

gosen und Engländer, die vom 20. bis 23. Dezember vollkommen gefroren hatten, sind in verstärkter Nähe wieder aufgenommen worden. Auch im Golf von Orphano werden jetzt Truppen gelandet, zum Teil jene, die von Gallipoli zurückgezogen und auf Rudros neu ausgerüstet wurden.

In Albanien und Montenegro.

Ueber Korfu wird von Kämpfen albanischer Banden gegen serbische und italienische Truppen berichtet. Die Albaner haben Gebirgsgefechte. In der letzten Woche wurden 1500 Verwundete nach Italien abtransportiert. In Montenegro rücken die Oesterreicher methodisch vor. Der montenegrinische Heeresbericht, der im übrigen nicht die Wiedergabe lohnt, spricht von Kämpfen zwischen Kogaj und Berna: „Dem überlegenen Gegner gelang es, Turjak ganz zu besetzen. Wir gaben uns auf unsere Stellungen am linken Ufer der Roshnja zurück.“

Ueber Sarajevo verlautet, daß in Montenegro eine stärkere Volksströmung, die sich auch mehrere Minister angeschlossen haben, auf einen Frieden mit der Zentralmacht dränge, damit das Land nicht Serbiens Schicksal erleide. In Cetinje fanden große Kundgebungen vor dem Royal Hotel. Die Demonstranten mußten durch Militär zerstreut werden. Angeblich soll König Nikola nach Salonik gegangen sein, wo er mit dem serbischen König und den Vertretern der Entente beraten wolle.

Ein Nord in Sofia.

Sofia, 10. Jan. (B. V. Nichtamtlich.) Von dem Berichterstatter des B. V. L.: Der habsburgische Abgeordnete Ustjehomanski wurde gestern Abend vor dem Nationaltheater erschossen. Der Mörder erschoss sich dann selbst. Es handelt sich um persönliche Rache wegen einer Geldangelegenheit. (Sofia wurde feierlich auf Geheiß der russischen Regierung ermordet. Reb.)

Bessarabien.

Der Name Bessarabien wird immer häufiger genannt, und zwar nicht nur in den Generalstabberichten: er bildet seit einiger Zeit Gegenstand bestiger Diskussion in der rumänischen Kammer. Diese russische Provinz, der zweifellos bestritten ist, noch lange die öffentliche Meinung Europas zu beschäftigen, befindet sich, wie manche andere vermeintlich „russische Provinzen“ bloß 100 Jahre (seit 1812) unter der Herrschaft des Zaren. Im VII. Jahrhundert vor Christi bewohnten dieses Land Scythen, von deren Zeit brechen noch die sogenannten „Hundert Gräber“ (Gigeli) längs des Pruthflusses. Auch den Engländern des Mittelalters — den Phöniziern — war Bessarabien bekannt. Im VI. Jahrhundert gründeten sie an der Stelle des heutigen Kirmans ihre Kolonie — Offusa. Bereits in dieser Zeit bezog Griechenland von hier aus Brot und Holz. Im IV. Jahrhundert finden wir schon hier Dacien, welche 106 nach Chr. durch Trojanus unterworfen wurden. Ihr Land bildete die römische Provinz Dacien. Aus dieser Zeit kommen die sogenannten Trojanuswälle, welche heute im südlichen Teile des Landes zu finden sind. Aus der Verschmelzung der autochthonen Bevölkerung mit den vereinigenden römischen Kolonisten bildete sich — wie man annimmt — die rumänische Rasse. Seit dem III. Jahrhundert wurde Bessarabien in den Strom der großen Völkerwanderung hineingezogen. Es durchzogen nacheinander das Land: Goten, Hunnen, Anten, Bulgaren und endlich Slawen, welche letzteren bereits die rumänischen Chronisten erwähnen. Diese slawischen Völker (Ukrainian und Tivergen) wurden von den rumänischen Fürsten besiegt und unterjocht. Sie fanden sich auch im Heere des römischen Kaisers Odo bei seinem berühmten Feldzuge nach Konstantinopel (908). In späterer Zeit (bis XIII. Jahrhundert) wurde Bessarabien zum Schauplatz der mongolischen Invasion. Im XIII. Jahrhundert bilden Bessarabien und das heutige Rumänien eine Reihe von Fürstentümern („Danatzen“), eines von ihnen bekommt den Namen „Bessarabien“. In der Mitte des XIV. Jahrhunderts kommt dieses Land in den Verband des moldanischen Fürstentums, welches im XVI. Jahrhundert unter die Herrschaft der Türkei fiel. Erst 1812 wurde Bessarabien russisch. Bereits 1828 wurde der Schatz der Selbstverwaltung der neuen Provinz vernichtet. 1854 dort auch die allgemeinen Grundsätze der Gouvernementsverwaltung eingeführt.

Das Gouvernment Bessarabien hat 456 230 Quadratkilometer und (1900) — 2 441 200 Einwohner, davon in den

Städten 357 800. Die Hälfte der Bewohner bilden die Rumänen — 48 Prozent, noch ihnen kommen die Ukrainer — 19,6 Prozent, Juden — 12 Prozent, Russen — 8,4 Prozent, Bulgaren — 5 Prozent, Deutsche und Türken je 3 Prozent usw.

Die Ukrainer sind in zwei Bezirken — Chotin und Bender in der Mehrheit. Von der ganzen Fläche bebauungsfähigen Bodens — 3 834 824 Desjatinen (1 Desj. = 1,09 Hektar) war 1905: 43,2 Prozent in den Händen von Privatbesitzern, 48,6 Prozent — in denen der Bauern (Adjelland) und 8,2 Prozent in denen des Staates, der Kirche und der verschiedenen Institutionen. Von dem Privatbesitz gehörte den Bauern 318 000 Desj. Jede Bauernwirtschaft hat durchschnittlich 6,5 Desj. Jedoch besitzlose Bauern gibt es hier mehr als irgendwo anders in Rußland, nämlich 23 Prozent. Die Hauptbeschäftigung der Bewohner ist Landwirtschaft (70 Prozent der Bevölkerung). Der Ertrag des Brotpreises war 1910 — 157 Mill. Rubel, des Getreides — 4,5 und Kartoffeln — 7,4. In der Kultur des Reis und der Weintraube nimmt Bessarabien den ersten Platz in Rußland ein. Bei einer mittleren Ernte kann Bessarabien nach der Deckung des Bedarfs der eigenen Bevölkerung 100 Mill. Rubel Getreide exportieren. (Nach. des ukr. Presseb.)

Diviani auf der Wahrheitsforschung.

Paris, 10. Jan. (B. V. Nichtamtlich.) Justizminister Diviani hat an die Generalstaatsanwaltschaft beim Appellationsgerichtshof ein Rundschreiben gerichtet, in dem er darauf hinweist, daß es wichtig sei, daß die Verhöre aller derjenigen Franzosen, die aus feindlichen Ländern, Belgien und Luxemburg oder aus besetzten Gebieten kommen, unter richterlichen Formen stattfinden. Die Schiedsrichter sollen die Protokolle unter Eid aufnehmen, damit sie vollen Wert vor Neutralen und dem Feinde hätten.

Sehr spät kommt die Verordnung; die Vernehmung unter Eid hätte von vornherein geübt werden müssen, und nicht nur für Franzosen. Diviani räumt nun indirekt ein, daß alle bisherigen Grenzaussagen unbewiesene Behauptungen sind.

Elisabeth-Lothringen und Frankreich.

Der Pariser Berichterstatter des Berner „Bund“ sagt zum Manifest des französischen Sozialistenkongresses:

Ganz eigentümlich ist die Art und Weise, wie die Elisabeth-Lothringische Frage behandelt wird. Es wird zunächst vom 1871 verletzten Recht gesprochen, das wiederhergestellt werden müsse. Elisabeth-Lothringen muß also Frankreich wieder einverleibt werden. Dazu aber der Nachsatz: „wobei aber sollte Frankreich Elisabeth-Lothringen erhalten, seinem Willen, der französischen Gemeinschaft anzugehören, feierlichen Ausdruck zu geben. Man merke, das Wort Volksabstimmung ist nicht ausgesprochen; der Nachsatz kommt aber auf eine Abstimmung heraus.“

Um sich über die innerpolitische Bedeutung dieses Manifestes Rechenschaft abzugeben, muß man sehen, welchen Eindruck es in den sozialistischen französischen Kreisen gemacht hat. Diese Kreise haben sich sofort an der Formel über Elisabeth-Lothringen gehalten, aber ihre Vorbehalte sehr zurückhaltend ausgedrückt. Das rührt nicht etwa von einem stillen Einverständnis her, sondern hat seinen Grund darin, daß man vollständig anerkennt, daß die französischen Sozialisten alles getan haben, was ohne Preisgabe ihrer Feindschaft möglich war. Sie haben ihrem feilen Willen, mitzumachen bis zum letzten Ende, ganz ungenügend Ausdruck gegeben. In Anerkennung dessen hat es die große Mehrheit der Gegner des Sozialismus für politisch klug gehalten, über diesen und jenen Punkt ein Auge zuzublinken und den sozialistischen Führern das Leben nicht unnötig schwer zu machen. Eine Abstimmung in Elisabeth-Lothringen lehnen alle bürgerlichen Parteien ab, wenn sie auch jetzt nicht viel davon sprechen. Ihr Standpunkt ist, daß der französische Vertrag zerfallen ist und Elisabeth-Lothringen ohne weiteres wieder französisch zu werden hat.

Diese Mitteilungen kennzeichnen den Satz des Manifestes weiter als eine schillernde Phrase. Ob die französischen Sozialisten wirklich glauben, dann, wenn Frankreich die Provinzen zurückerobert hat, würde nach ihrem Wunsch Elisabeth-Lothringen sagen dürfen, daß es bei Frankreich bleiben oder zu Deutschland zurückkehren will? Jedenfalls ist der Satz des Berichterstatters von der politischen Klugheit berechtigt.

„Wie man in italienischen Schützengräben stirbt.“

So nennt sich das Kriegstagebuch, das Benito Mussolini im „Popolo d'Italia“ seit einiger Zeit erscheinen läßt. Mussolini hat sich längere Zeit besonnen, bis er in „seinen heiligen Krieg“ zog. Auch kam er ziemlich rasch zurück auf Grund einer von ihm zwar umständlich beschriebenen, aber nicht recht zu erkennenden Krankheit. „Wie man in den italienischen Schützengräben lebt und stirbt.“ Davon gibt sein fiktives Tagebuch zwar gerade kein klares Bild. Mehr davon, wie man dort redet, beschämt, Hurra schreit, Huldigungen für die erfolgreiche journalistische Tätigkeit entgegennimmt, wie man ißt und wie man trinkt. Auch ziemlich viel vom Wetter ist nach berühmten Mustern die Rede; von Kampf und Tod weniger. Es ist sogar erkauntlich, wie wenig bildhaft und anschaulich Mussolini, dem es an Phantasie nicht mangelt, wenn er den Schützengräben schreibt, vom Schützengräbenleben spricht. Wenn man auch nicht alles glauben darf, was Mussolini den einfachen Soldaten in den Mund legt, wenn sie sich in großen begeisterten Worten über ihn und die Haltung seines „Popolo d'Italia“ äußern, so dürfte Mussolini doch nicht phantastieren, wenn er, mit Nennung der Namen, immer wieder von Offizieren erzählt, die ihn extra kommen lassen, um ihm für seine schriftstellerische Volkswortführung zu danken. Und das ist das Bedenkliche. Man erfährt aus diesem Tagebuch, daß der „Popolo“ mit seiner wüsten Hege gegen Italiens Feinde in der Front gebildet und begünstigt wird, während der „Avanti“ in der ganzen „Kriegszone“, die für solche Zwecke möglichst weit untrifft wird, verboten ist.

Amerikanisches.

Eine amerikanisch-deutsche Vereinbarung.

Washington, 10. Jan. (B. V. Nichtamtlich.) Meldung des Reuterschen Bureaus. Deutschland verspricht in seiner Note über die Versenkung des „William B. Franke“ Rücksicht zu nehmen auf die Sicherheit zu geben, sich in Sicherheit zu bringen, ehe das erbeutete Schiff versenkt wird. Außer wenn Wetter und See sowie die Nähe der Küste gewährleisten, daß die Boote den nächsten Hafen erreichen, wird den an Bord befindlichen Personen nicht befohlen werden, in die Boote zu gehen. Die deutsche Regierung lehnt den Vorschlag Amerikas, die Sachverständigen zur Feststellung des Schadens in Washington zusammenzutreten zu lassen, als für sie nicht anständig ab und empfiehlt den Zusammentritt der Kommission in Deutschland. Sie beantragt ferner eine schiedsgerichtliche Auslegung des preußisch-amerikanischen Handelsvertrages durch ein besonderes Schiedsgericht von fünf Mitgliedern, das am 15. Juni im Haag zusammentreten soll.

New York, 10. Jan. („Frankf. Ztg.“) Die Zeitungen drücken die Befriedigung darüber aus, daß nunmehr jegliche Schwierigkeit in den Verhandlungen zwischen Amerika und den Zentralmächten beseitigt sei, wenn auch die Abmachungen zwischen beiden Parteien noch nicht bekannt geworden seien. Die „World“ preist den deutschen Botschafter von Bernstorff als denjenigen Mann, dem das Hauptverdienst bei der glücklichen Lösung der Differenzen zufalle.

Vom Stuttgarter amerikanischen Konsul.

Stuttgart, 10. Jan. Im Anschluß an einen in der vorigen Woche in der „Kölnischen Zeitung“ veröffentlichten Artikel, der Angriffe der „New Yorker Staatszeitung“ gegen den Konsul der Vereinigten Staaten von Amerika in Stuttgart, Edward Higgins, wegen angeblicher gegen die Neutralität verstoßender deutschfeindlicher Äußerungen wiedergegeben hat, sind wir zu der Erklärung ermächtigt, daß die Angelegenheit z. B. in amtliche Behandlung genommen ist.

Amerika und die englische Blockade.

Washington, 10. Jan. (B. V. Nichtamtlich.) „Central News“ meldet: Staatssekretär Lansing bereitet eine Note an England vor, in der eine Abkündigung der Blockade nachgesucht wird. Die Note begründet dies mit der früheren Erklärung Englands, daß Lebensmittel nicht als Kontraband betrachtet werden können.

Explosion in einer amerikanischen Pulverfabrik.

New York, 10. Jan. (B. V. Nichtamtlich.) Das Reutersche Bureau meldet aus Philadelphia, daß eine furchtbare Explosion in der Pulverfabrik von Dupont in Cornwells Point

Seuilleton.

Der Galgen.

Styls von Oskar Dymow. Deutsch von H. Hesse.

Schwarz rogen die hohen Mauern zum Himmel, an dem auch nicht der geringste Schimmer eines Sternes glänzte, und der Wind pfeift und flüht.

Alle, die da sind, haben das Gefühl, daß am Morgen die aufgehende Sonne keine Freude, keine Erleichterung bringen wird für die bedrückten Herzen. Wie eine graue Wolke wird es am Himmel hängen, und das Rollen der Wogen wird schmerzhaft klingen, als kämme es an die Schläfen. In dieser sterblichen Herbstnacht läßt der Geist es fast wie ein natürliches Ereignis hingehen, daß man Menschen quält — und hängt.

Es ist, als müßte man ohne das geringste Geräusch über den Hof gleiten. Niemand hebt die Augen, denn jeder weiß ganz gut, daß dort oben durch die eisengitterten Fenster die ängstlichen Köpfe aller Unglücklichen, die eine schlaflose, unruhige Nacht verbracht haben, sich forschend hinausbeugen.

Gewiß, sie können nichts unterscheiden. Und doch durchdringt sie ein Grauen, und lockt ihnen auf Raden und Schaltern — dort im zweiten Hofe an der gewohnten Stelle dicht an der Mauer soll einer gehängt werden.

Den ganzen Abend hat man wiederholt dumpfe Geräusche vernommen, die aus dieser Richtung kamen. Jetzt ist alles still. Allein die Artschläge hallen noch in den langen Jellen, lassen ihre trüblichen Steine erbeben. . . . Alle Gefangenen blicken und glauben sie noch immer zu vernehmen.

Der Verurteilte zittert. Ist es vor Kälte . . . ? Man kann sein Gesicht nicht gewahren. Niemand denkt übrigens daran, ihn anzusehen. Wiederholt hört man ihn gähnen. Er schleppt das linke Bein nach und scheint sich nur mühsam fortzubewegen zu können. Es ist wirklich ein Unglück! Die Hinrichtung wird aufgeschoben, und alle nähren doch den Wunsch, der Qual sobald als möglich ein Ende zu machen und diesen Ort zu fliehen — in größter Eile.

Der Staatsanwalt denkt, man müsse den Verurteilten stützen. Als hätte er diesen Gedanken erraten, nähert sich der

Art in diesem Augenblick dem Verurteilten und fohrt ihn am Arm.

Welch ein schreckliches Gefühl diese bloße Berührung in dem Unglücklichen nachdrückt, ist nicht recht klar, aber er stieß ein furchtbares, unnützes Geheul aus — das Angstgeheul eines in die Enge getriebenen Tieres.

Fast im gleichen Moment hallen verzweifelte Schreie aus allen den düsternen Fensternischen, die den Hof beherrschen, und wildes Fluchen — es ist, als heulten selbst die Mauern.

Erstochen hat der Art seine Hand zurückgezogen, und der Wärter, rot vor Wut, verweist dem Manne einen Faustschlag auf den Kopf, damit er schweigen soll.

Doch, wie soll man alle die wilden Schreie ersticken, die oben aus den unsichtbaren Fenstern dringen und die eine jammernde und zugleich furchtbare Stimme überliefert, die klagt und droht. . . .

Der Staatsanwalt zieht den Kopf zwischen die Schultern, als wolle er sich unsichtbar machen, und der Gendarmierhauptmann beugt sich auf die Rippen, indem er sich mechanisch hin und her wiegt.

Wenn man über den Hof ruht, denkt niemand mehr daran, lautlos zu gehen. Jeder berührt sich, und der Verurteilte selbst scheint es am eiligsten zu haben, der Sache ein Ende zu machen. Doch da hebt er den Kopf — wird er sprechen? Nein, er scheint zu fürchten, er könne sich verippen — schneller noch als vorher schleppt er sein krankes Bein.

Der Staatsanwalt — ein noch junger Mensch — hat in diesem Moment das Gefühl, daß er diese Schredensnacht mit ihrem Heulen und Schreien, noch diese unheimliche Flucht durch die Finsternis sein Leben nicht vergessen wird. Es ist ihm, als sei er in einen Abgrund gefallen, aus dem er sich nur erheben wird mit einer Seele, die nichts auf Erden mehr entsetzt — die hienieden nichts mehr lieben kann.

Da man keinen gewerkschaftlichen Genfer haben konnte, wurde der Badebeizer zu diesem Amte bestimmt.

Es ist ein scheußlicher Mensch — er schielt. Damit er Courage bekommen soll, hat man ihn betrunken gemacht, so daß er noch Alkohol stinkt.

Nun, da man eine Laterne angezündet hat, gewahrt man ein paar Reihen Ziegelsteine. Das Mehlgewand des Briefers taucht auf, Metallknöpfe blinken auf einer Uniform. Der

Art hat sich eine Zigarette angezündet, die im Dunkeln einen kleinen, rötlich gelben Kreis bildet.

Der Genfer hat einen Sad genommen, weiß wie ein Leichentuch, und sich auf den Boden aufrichtend, hat er ihn dem Verurteilten über den Kopf gestreift. Obgleich er den Genfer erst zum ersten Male macht, berichtet er sein trauriges Werk mit den erfahrenen Bewegungen eines Hochmannes.

Nun steht inmitten der Gruppe ein riesiger Sad von seltsamer Form und ganz weiß. Und dieser Sad bewegt sich. . . .

Der kleine rötliche Schein wird schwächer und verlöscht. Ein Windstoß kommt und bewegt das Haar des Genfers. Oben in den Jellen verstummen die Schreie. . . . jäh ist alles still. . . . Und diese Stille ist noch ergreifender, noch entsetzlicher als das Schreien. . . . es ist die Stille eines bösen Alpdrückens. . . .

Quittlos gleitet ein Seil von dem Balken herab und schaukelt einen Augenblick über dem lebendigen Sad.

Der neue Genfer sucht einen Schlingknoten zu machen. Er kämpft. . . . Da stellt der Gefängniswärter seine Laterne hin und kommt ihm zu Hilfe — im Dunkeln tastend. . . .

Die Laterne beleuchtet in diesem Augenblick nur den unteren Teil des Sades — über den feuchten Boden geht ein schmaler weißer Streif, in dem man die Formen der Füße unterscheidet.

Da plötzlich schwindet der helle Streifen. . . . ein paar Steine erscheinen an seiner Stelle. . . . das ist alles.

Der Staatsanwalt schließt die Augen. . . .

Mit dem weichen Geräusch eines nassen Gegenstandes staut sich der Sad jäh auf dem Boden zusammen — der Strid ist gerissen!

Der Wärter hebt seine Laterne und tritt näher. Der Sad bewegt sich. Die Rundungen heben sich weiß ab, die Vertiefungen aber erscheinen ganz schwarz. . . . bis sie sich plötzlich ebenfalls runden und auch weiß werden.

Man errät zwei Hände, die sich verzweifelt bewegen. . . . und vernimmt eine tonlose, unnatürliche Stimme, die mit der Stimme des Verurteilten nichts gemein hat — der Strid hat ihn die Kehle gebrochen!!